

"Nicht nur ein Dorf, ein eigener Staat"

Autor(en): **Spica-Gaiffi, Margherita / Wildi, Tobias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **79 (2004)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Nicht nur ein Dorf, ein eigener Staat»

Ein Gespräch über das Leben im Brisgi mit Margherita Spica-Gaiffi, der Tochter von Olga und Angelo Gaiffi. Das Ehepaar Gaiffi verwaltete während langer Zeit die Arbeitersiedlung im Brisgi. Aufgezeichnet von Tobias Wildi.

Mein Vater, geboren 1910, wuchs in Laufenburg auf. Als er sieben Jahre alt war, kamen seine Eltern auf tragische Weise ums Leben, der Vater bei einer Sprengung im Rhein, die Mutter bei einer Grippewelle. Während ein paar Jahren lebte er bei seiner Grossmutter und wurde dann bei einem Bauer in Laufenburg als Pflege Sohn aufgenommen. Ob in Italien noch jemand von seiner Verwandtschaft lebte, war nicht klar. Im Chaos der Nachkriegszeit wusste man auch gar nicht, an wen man sich hätte wenden müssen. Bekannt war nur, dass eine Tante von ihm in die USA ausgewandert war. Er wuchs also bei diesem Laufenburger Bauern auf, ging dort zur Schule und machte anschliessend eine Lehre als Bäcker und Pâtissier. Dann ging er auf Wanderschaft. Die Bäckereien, bei denen er arbeitete, trug er alle in ein Büchlein ein. So kam er irgendwann nach Baden.

Bei der BBC wurden Arbeiter gesucht. Er nahm 1937 eine Stelle als Magaziner an, besonders gefiel ihm daran, nicht mehr die ganze Nacht in der Backstube stehen zu müssen. Nach dem Krieg begann die Firma zu florieren, in der Schweiz waren zu wenig Arbeitskräfte zu finden. So rekrutierte die BBC Leute in Italien, die für eine bestimmte Zeit in die Schweiz kommen sollten. Untergebracht wurden sie in einem Barackendorf im Brisgi. Die Arbeiterkolonie wuchs rasch, und die BBC suchte einen Verwalter, der sich um die Italiener kümmerte. Mein Vater verstand die Sprache und hatte einen guten Draht zu den Leuten. Man fragte ihn an, diese Aufgabe zu übernehmen.

Unsere Familie wohnte im Brisgi. Wir hatten einen eigenen Barackentrakt mit ungefähr fünf Zimmern, der direkt an die Kantine anschloss. Ausser uns gab es noch andere Familien mit Kindern, alles Angestellte, die im Brisgi arbeiteten. Aber wir waren neben den vielen Arbeitern, die allein aus Italien gekommen waren, doch eher die Ausnahme. Arbeiterfamilien gab es dort unten erst nach dem Bau der Hochhäuser in der Mitte der 1960er-Jahre. In die Schule gingen wir im Kapplerhof. Natürlich wurden wir ab und zu gehänselt, weil wir auf der anderen Seite der Bahngleise im Loch unten wohnten, aber das legte sich.



In der Brisgi-Siedlung gab es eine Kantine mit echtem italienischem Espresso und anderen italienischen Spezialitäten. Links im Bild Olga Gaiffi, die mit ihrem Mann Angelo die Kantine führte, um 1960 (Fotos Valentin Janett, Gemeinde Wettingen).



In Rieden auf der anderen Flusseite gab es noch einige Baracken für Frauen. Die Verbindung dorthin ging über den Steg beim Kraftwerk Kappelerhof. Das war ein längerer Weg, so dass man nicht sehr viel Kontakt zueinander hatte. Die Frauenkolonie war nie sehr gross, denn es waren vor allem Männer, die allein ins Ausland auf Arbeitssuche gingen. So wurde auch nie die gleiche Infrastruktur wie im Brisgi aufgebaut. Die Frauen hatten eine kleine Küche, in der sie selber kochten. Meine Mutter hatte ursprünglich in Rieden gewohnt. Sie fand Arbeit im Brisgi und lernte so meinen Vater kennen.

Zu Beginn hatte man in der Kantine offenbar noch versucht, den Italienern Schweizer Essen vorzusetzen. Das ging natürlich nicht. Man musste jemanden finden, der italienisch kochen konnte, und meine Mutter kam als ausgebildete Köchin genau zur richtigen Zeit. Unsere Kantine führte ein sehr breites Angebot. Wir kochten nicht nur, sondern hatten auch eine eigene Bäckerei und Confiserie, dazu einen kleinen Laden. Es gibt heute noch Bäcker in Baden, die bei meinem Vater die Lehre gemacht haben. Daneben wurden bis zu 150 Hühner und 80 Schweine gehalten, die dann von eigenen Metzgern geschlachtet wurden. Alles in allem war das Brisgi ein Grossbetrieb mit zahlreichen Angestellten in der Küche, an der Theke oder auch als Wäscherinnen. Ich habe als Kind manchmal auch mitgeholfen und zum Beispiel an der Kasse Menubons verkauft. Gegessen wurde in zwei Schichten am Mittag und um zwei Uhr, jeweils bis zu 600 Leute. Und zwar Pasta und einen zweiten Gang. Die letzte Schicht war Abends um elf mit der Arbeit fertig, auch sie wurde noch gepflegt. Und nachdem die Turbinenfabrik in Birr eröffnet worden war, fuhr mein Vater jeden Mittag mit dem Jeep das Essen für die Arbeiter dorthin.

Das Brisgi war nicht nur ein eigenes Dorf, es war ein eigener Staat. Mein Vater war Gemeindeammann und Sheriff zugleich. Die Leute gingen zwar manchmal schon in die Stadt hinauf, fühlten sich dort wegen der fremden Sprache aber nicht besonders wohl. Bei Problemen mit der Stadt oder dem Kanton wurde jeweils mein Vater beigezogen. Wenn die Polizei jemanden suchte, so wusste mein Vater genau, wo er war. Er vermittelte gegen innen und aussen. Wir verteilten auch die Post selber. Der Pöstler lieferte bei uns alles ab, und die Briefe, Pakete und Telegramme wurden dann beim Essen mit dem Mikrofön ausgerufen. Zudem betrieben wir auch die Telefonzentrale. Mein Vater pflegte einen engen Kontakt zur Stadt, Stadttammann Victor Rickenbach und er kannten sich gut. Er sass auch in der Ausländerkommission und war bis zu seinem 75. Lebensjahr im Einwohnerrat. Als Ghetto habe ich das Brisgi nie empfunden, denn wir hatten ja immer Kontakt zur Bevölkerung der Stadt und des Kappelerhofs. Von der BBC kamen ganze Abteilungen zu uns zum Essen, inklusive die Direktoren. Insbesondere die Leiter von

BBC Mannheim kamen gern zu Besuch. Auch viele Vereinsanlässe wurden bei uns durchgeführt.

Es herrschte eigentlich immer Ordnung, mein Vater hat da schon durchgegriffen. Er hatte ein sehr gutes Einfühlungsvermögen und wurde von den Leuten dadurch auch akzeptiert. Er verstand sich mit allen Nationen. Später kamen auch Jugoslawen, die gingen eher einmal mit dem Messer oder einer Flasche aufeinander los. Aber auf meinen Vater hörten sie. Es war wie eine grosse Sippe, die ihr Oberhaupt akzeptiert. Mein Vater wusste praktisch von jedem, in welcher Baracke und in welchem Raum er wohnte und in welcher Schicht er arbeitete.

Neben den Holzbaracken wurden dann auch neuere Unterkünfte aus Beton gebaut, dort war das Zimmer doppelt so teuer. Das war bereits ein Luxus. In der Mitte der 1960er-Jahre wurden dann die Hochhäuser gebaut. Die Familienwohnungen entsprachen aber eigentlich gar nicht den Bedürfnissen der Arbeiter. Viele hatten sich damit abgefunden, dass ihre Familie in Italien wohnt und sie für einige Jahre in der Schweiz arbeiten. An einem Familiennachzug waren sie nicht interessiert. Die Frauen kamen vielleicht einmal auf Besuch in die Schweiz, aber hier niederlassen wollten sich die wenigsten. So zogen dann viele Familien in diese Hochhäuser, die vorher nicht im Brisgi gewohnt hatten. Mit den Familien, die für sich in den Wohnungen waren und selber kochten, veränderte sich die Atmosphäre im Brisgi. Die Zeit der 1500-köpfigen Grossfamilie war vorbei, die Kontakte wurden weniger eng.

Für meine Eltern gab es kaum eine freie Minute, sie arbeiteten auch am Wochenende. Manchmal fuhren wir Kinder auch nur mit einem Elternteil in die Ferien, immer gab es irgendwelche Termine einzuhalten oder Probleme zu lösen. Mein Vater hatte während seiner Zeit im Brisgi zwei Herzinfarkte und eine Lungenembolie. Er musste dann eine ruhigere Arbeit suchen. Wir zogen in ein Haus an der Bruggerstrasse, und er arbeitete in den letzten Jahren vor seiner Pensionierung in einer Personalabteilung von BBC.

Mit vielen ehemaligen Brisgi-Bewohnern blieben wir noch während langer Zeit in Kontakt. Es gab Arbeiter, die nach einiger Zeit in ihre Heimat zurückkehrten, uns aber mit ihren Familien jedes Jahr besuchen kamen. Und wenn wir nach Italien in die Ferien fuhren, wurde mein Vater auf der Strasse immer von jemandem angesprochen, der einmal im Brisgi gewohnt hatte. Wir wurden dann zum Essen oder sogar zum Übernachten eingeladen. Die Ferien waren oft zu Ende, noch bevor wir am eigentlichen Ferienziel angekommen waren.